



**Peter de Chamier**

**UNGENANNT  
MÄCHTE**



Peter de Chamier

# Ungenannte Mächte



TWINTREE™

# Ungenannte Mächte

© 2023 by Peter de Chamier.

Aquarelle und Umschlaggestaltung von Lisa Stockler.

Titel der englischsprachigen Fassung: Unnamed Forces.

www.de-chamier.com



A TWINTREE™ PUBLICATION



Alle Rechte, einschließlich der Veröffentlichungs-, Vertriebs- und Verkaufsrechte, sowie die Rechte zur Übersetzung, Video-, Audio-, Film- und Bühnenbearbeitung und zu Lesungen bleiben allein dem Autor vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes, das unter das Urheberrecht fällt, darf ohne vorhergehende schriftliche Genehmigung des Autors in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln – grafisch, elektronisch oder mechanisch reproduziert, kopiert, gespeichert oder bearbeitet werden, was unter anderem, aber nicht ausschließlich, Fotografieren und -kopieren, Aufzeichnen, Aufnehmen, oder Digitalisieren einschließt. Dies gilt auch für Unternehmen wie Amazon, Google (Alphabet), Microsoft und Scripd und ähnliche. Eventuelle schriftliche oder digitalisierte Verträge sind ohne die vollständige handgeschriebene Unterschrift des Autors nichtig.

## Hinweis

Dieser Roman spielt im Jahr 2002 und wurde im Laufe der folgenden Jahre geschrieben. Der Leser sollte die Personen und den Inhalt aus dieser Zeitperspektive sehen und nicht im Nachhinein. Der historische Mantel dieses Buches folgt historischen Fakten; die Handlung selbst und ihre möglichen Auswirkungen sind fiktiv. Die Figuren sind Produkte der Phantasie des Autors. Der Autor hat sich das Recht eines Romanciers genommen, einige für den Ablauf des Romans notwendige Änderungen betreffend des Wetter zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten, der modernen Geschichte und der Personalstrukturen der diplomatischen und zivilen Dienste und anderer Einrichtungen verschiedener Länder vorzunehmen.

*Honi soit qui mal y pense.*

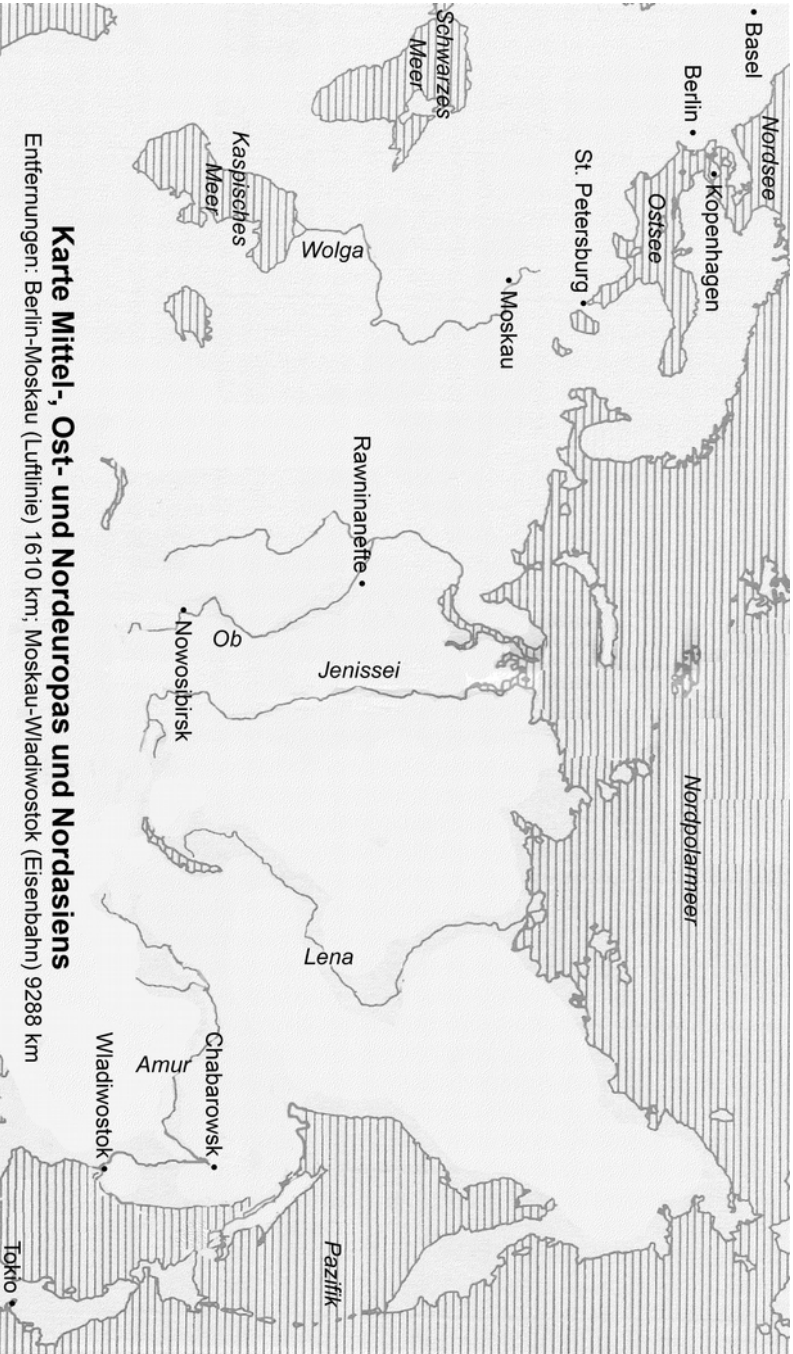
## Ausgaben

**Gebunden, illustriert: Sonderausgabe (2023)**

Einzelne Exemplare auf Nachfrage: [twintree@trtf.eu](mailto:twintree@trtf.eu)

# Inhalt

<i>Landkarte</i> .....	6
<i>Abkürzungen</i> .....	8
Deutsche Architektur.....	9
Tokio 1936.....	18
Transit durch Sibirien.....	31
Soziale Entwicklungen.....	47
Verwirrtes Glück.....	54
Kirchengeschichten.....	64
Schwedische Landschaften.....	84
Transatlantische Tagebuch.....	93
Eidgenössische Banken.....	113
Besuchsaustausch.....	130
Deutschlandreise im Nebel.....	145
Amtshilfe.....	158
New Yorker Feuerleitern.....	173
Tropische Nächte.....	184
American Dreams.....	192
Genfer Bunker.....	209
Gegen den Wind.....	220
Drôle de Guerre.....	237
Gegenseitige Geständnisse.....	251
Back to the USSR.....	263
Sibirien zu Lande.....	276
Tod in Russland.....	292
Nachwort.....	307



### Karte Mittel-, Ost- und Nordeuropas und Nordasiens

Entfernungen: Berlin-Moskau (Luftlinie) 1610 km; Moskau-Wladiwostok (Eisenbahn) 9288 km

## Ein paar Worte im Voraus

So viele intelligente Menschen missverstehen den Beruf des Schriftstellers,  
dass ich das Gefühl habe, erklären zu müssen,  
dass nicht nur alle Romanfiguren und Ereignisse erfunden sind,  
sondern dass auch der Erzähler erfunden ist,  
und dass sein Schöpfer nicht immer seine Ansichten teilt oder sein Verhalten gutheißt.

So many intelligent persons misinterpret the novelist's trade  
that I feel I must explain that not only are  
all the characters and events in this story imaginary,  
but that the narrator is too and that his creator does not always  
share his views or commend his conduct.

Bruce Marshall. Foreword. *The Divided Lady (Die Dame Mila)*. London 1960.

Wenn ich scherzen will, sage ich die Wahrheit.  
Das ist immer noch der größte Witz auf Erden.

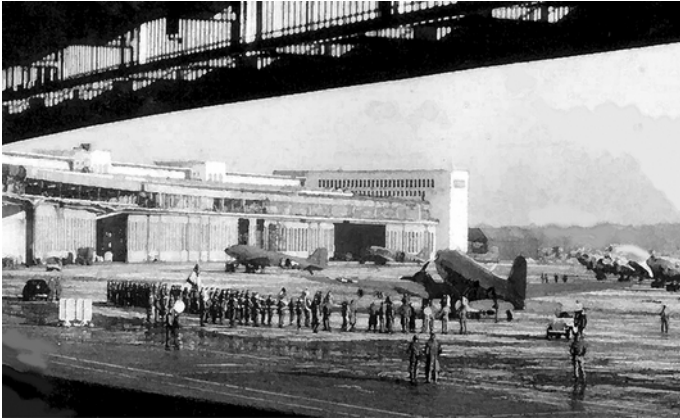
My way of joking is to tell the truth.  
It's the funniest joke in the world.

George Bernard Shaw. *John Bull's Other Island (John Bulls andere Insel)*. 1904

## Abkürzungen

<b>BFI</b>	Bundesfinanzinspektion ( <i>fiktiv</i> ), Unterbehörde des deutschen Bundesfinanzministeriums.
<b>BA</b>	Deutsches Bundeskriminalamt.
<b>BND</b>	Deutscher Bundesnachrichtendienst.
<b>CIA</b>	Central Intelligence Agency (Auslandsgeheimdienst der Vereinigten Staaten von Amerika).
<b>DDR</b>	Deutsche Demokratische Republik.
<b>GPS</b>	Global Positioning System.
<b>MfS</b>	Ministerium für Staatssicherheit der DDR; Populärname <i>Stasi</i> .
<b>NCA</b>	National Christian Organization ( <i>fiktive</i> pseudo-religiöse Vereinigung in den USA)
<b>NKWD</b>	Народный комиссариат внутренних дел; früherer sowjetischer Geheimdienst.
<b>ORT</b>	Общественное Российское Телевидение; Erster Kanal (des russischen Fernsehens).
<b>SD</b>	Sicherheitsdienst des Reichsführers SS.
<b>SS</b>	Schutzstaffel. Sicherheitsdienst und paramilitärische Organisation der Nationalsozialisten Deutschen Arbeiterpartei.
<b>VIP</b>	Very important person.





## Deutsche Architektur

Doch als Ehre und zur Wonne, grenzenlos unter der Sonne,  
machen wir gern kleine Wege für die Minister des Staats.

But the privilege and pleasure that we treasure beyond measure  
Is to run on little errands for the Ministers of State.

W. S. Gilbert. *The Gondoliers*.

Das Flugzeug aus Basel war fast voll. Ich machte es mir in meinem Sitz so bequem wie möglich und versuchte vergeblich, die Sitzlehne vor mir unauffällig ein wenig nach vorne zu drücken, um meine langen Beine unterzubringen. Ich war froh, dass der Flug nur neunzig Minuten dauerte.

Mein Name ist Jack Boulder. Ich bin 35 Jahre alt, einen Meter fünfundachtzig groß, wiege achtzig Kilo, habe schwarze Haare auf der Brust und dunkelblonde auf dem Kopf. Ich habe einen kanadischen Pass, lebe in der Schweiz und arbeite als Berater – normalerweise für Auftraggeber, die eindeutige und unbestreitbare Ergebnisse in heiklen und subtilen Angelegenheiten suchen, Regierungen eingeschlossen.

Wenn ich nach Berlin fliege, versuche ich es so einzurichten, dass mein Flugzeug in Tempelhof landet. Tempelhof ist einer der wenigen Flughäfen auf der Welt, der Charakter hat. Es ist ein richtiger Flughafen, gebaut für echte Reisende, nicht ein Airport zum billigen Versand von Passagiervieh – „Tempelhof Aerodrome“, pflegte mein Vater zu sagen, „Tempelhofer Flugfeld“. Ich erinnere mich an ein altes Foto, kurz nach dem Ende des Krieges aufgenom-

men – die Ankunft irgendeiner wichtigen alliierten Persönlichkeit, höchstwahrscheinlich eines Angehörigen der amerikanischen Expeditionstreitkräfte oder eines hochrangigen Zivilisten. Das Foto hatte mich schon als Kind fasziniert, obwohl es durch Wasserflecken beschädigt war.

Das halbrunde Flughafengebäude, aufgenommen aus der überdachten Vorhalle, offen zum Rollfeld, hatte etwas Einladendes, aber auch Beschützendes: ein Tor zur Welt, das einen bei der Rückkehr wieder sicher empfangen würde.

Heute, zwei Jahre in das große, neue Jahrtausend hinein, geht von diesem Flughafen ein gespenstisches Gefühl aus; er hat einen moribunden Charme und trägt eine gewisse Melancholie in sich. Aber gleichzeitig ist er luftig, leicht, elegant, freundlich und friedlich und strahlt nicht die Hektik und Sterilität der modernen Megaflughäfen aus. Nach Tempelhof fliegen kleine Flugzeuge, die überschaubar sind, keine Großraumflugzeuge mit hunderten von Passagieren.

Man kann argumentieren, dass der gesamte Flughafenkomplex im Dritten Reich gebaut worden ist; zu seiner Zeit galt er als das größte Gebäude der Welt. Für mich hat dies keinen negativen architektonischen oder historisch belasteten Beigeschmack, unter dem Deutsche oft leiden. Dieser Kritikpunkt verschwindet im geschichtlichen Dunst. Was bleibt, sind Steine.

Das monumentale Bauwerk blieb erhalten, aber aus politischen Gründen von der Schließung bedroht, ohne dass man sich über die Folgen klar war. In Berlin regierten die kleinen Geister.

Über der Stadt lag eine Wolkendecke, und als die Saab Propellermaschine sie durchstieß, konnte man die Spiegelungen der regennassen Straßen und Häuser sehen. Während ich die Landebahn unter dem Flugzeug auftauchen sah, sann ich darüber nach, ob ich die Trübheit der Stadt als Ablehnung oder passendes Willkommen deuten sollte. Kalte Füße und Regenmantel, dachte ich; wer immer dich abholt – ich hoffe, er ist pünktlich und hat einen Regenschirm mitgebracht.

Der Pilot ließ seine Maschine unter das Schutzdach des Flughafens rollen; dort war es trocken. Ich hatte Glück, der Fahrer war da und mit ihm Überbleibsel deutscher Tüchtigkeit. Er stand nicht draußen bei den anderen Wartenden, sondern unterhielt sich mit einem Zollbeamten im Sicherheitsbereich der Ankunftshalle, während er die vorbeigehenden Passagiere musterte. Er trug einen

grauen Anzug und eine dunkle Krawatte, mehr Uniform als Zivilkleidung.

Als ich ihn anschaute, trat er einen Schritt vor und fragte mich auf Englisch: „Mr. Boulder, is that you, sir?“

„Yes, that's me,“ antwortete ich, „aber wir können deutsch sprechen.“ Man sah es ihm an, er war erleichtert.

Er wollte mir meinen kleinen Koffer aus der Hand nehmen, doch ich winkte ab. Ich trug ihn lieber selbst, aber seinen Regenschirm nahm ich gerne an. Den Wagen hatte er auf einem für die Mitglieder des Deutschen Bundestages reservierten Parkplatz abgestellt. Es war das einzige Auto, die übrigen reservierten Plätze waren leer.

Als wir es erreichten, erschien eine Politesse aus dem grauen Nichts: „Es ist untersagt, auf den Parkplätzen des Bundestages zu parken. Ich muss Ihnen ein Strafmandat ausstellen,“ fauchte sie uns an.

Ich drehte mich halb herum. Sie war nass. Sie hatte keinen Regenschirm. Sie tat mir leid.

Der Fahrer dachte offensichtlich anders. Er fauchte zurück:

„Dies ist ein Wagen des Auswärtigen Amtes.“

„Können Sie das nachweisen?“

„Sicher.“

Er zog einen Ausweis des Auswärtigen Amtes aus seiner Brieftasche. Sie kontrollierte ihn und zog sich trübe in den Regen zurück, ohne ein Wort zu sagen. Willkommen in Deutschland, dachte ich amüsiert. Normalerweise werden Vorurteile nicht sofort bestätigt, wenn man in einem Land ankommt, aber in diesem Fall erfüllte der Zufall die Erwartungen unmittelbar.

Der Fahrer war über seinen Sieg erfreut. Mit einem Lächeln öffnete er mir die hintere Tür und sagte: „Die Fahrt wird nicht lange dauern. Es ist wenig Verkehr.“

Er hatte recht. Nach weniger als einer Viertelstunde kamen wir an einem Gebäude an, dessen architektonischer Stil an den Flughafen Tempelhof erinnerte: das Auswärtige Amt. Das Bauwerk, das heute das deutsche Außenministerium beherbergt, wurde 1934 für die Deutsche Reichsbank gebaut und von 1959 bis 1990 vom Zentralkomitee der SED genutzt.

An den alten Bau schließt sich ein Neubau an, der sich im Charakter in viele Neubauten des neuen Berlins nach dem Fall der Mauer einreihet. Er sieht wie eine hypermoderne Flughafenabfertigungshalle aus: ein riesiges Glasatrium ohne ausgeprägte architektonische Züge.

„Vauban sagte einmal: ‚Der Architekt ist die Rache Gottes an den Menschen‘,“ aber der Fahrer verstand meine Bemerkung nicht; zumindest reagierte er nicht darauf. Es war ihm nicht zu verübeln, denn wer kennt Vauban schon? Zugegeben, nicht einmal ich wusste genau, wer er war, aber ich liebte den Spruch. Vielleicht mochte der Fahrer auch den neuen Baustil Groß-Berlins und antwortete aus Höflichkeit nicht.

Er hielt vor dem Reichsbankgebäude und ließ mich aussteigen. An der Rezeption erwartete man mich; oder richtiger, eine Frau nahm mich in Empfang und begleitete mich in ein Konferenzzimmer im dritten Stock.

„Dr. Engel kommt gleich,“ beschied sie mir mit einem dörren, offiziellen Lächeln. Er kam kurze Zeit später und ging mir mit ausgestreckter Hand entgegen:

„Herr Boulder, willkommen in Berlin. Ich hoffe, Sie hatten eine gute Reise.“

„Ja, reibungslos.“

Immer noch meine Hand schüttelnd, bot er mir einen Sessel an: „Setzen Sie sich. Wie geht es Ihnen? Sie sehen gut aus.“ Allerdings schien er keine Antwort zu erwarten.

Engel musste Mitte fünfzig sein. Sein Gesicht war leicht aufgeschwemmt, und er hatte Ringe unter den Augen. Sein flachsblondes Haar war schon vor einiger Zeit grau geworden.

Solange ich ihn kannte, war er mir gegenüber immer jovial, fast überschwänglich. Er wusste, dass seine Leute meinen gelegentlich unerfreulichen Job nicht machen konnten – oder durften; oder, wie sie es beschreiben würden: Ich konnte Dienste leisten, zu denen sie nicht befähigt und die mit ihren Befugnissen unvereinbar waren. Staatsbedienstete werden von einem Labyrinth aus Regeln und Verordnungen eingeengt. Für gewisse Aufgaben und Unternehmungen eignet sich ein unabhängiger Geist mit Eigeninitiative besser, vor allem, wenn es um Ad-hoc-Entscheidungen geht; jemand, dem man die Schuld geben kann, wenn es schief geht. Beamte fürchten die Öffentlichkeit genauso wie Politiker.

Dr. Engel war der Maître de Plaisir dieser Abteilung des Auswärtigen Amtes. Ich wusste nicht, wo genau in der Rangordnung er einzureihen war, aber er war mein Ansprechpartner bei mehreren Aufträgen gewesen, die ich für das Auswärtige Amt erledigt hatte.

Meist hatte es sich darum gehandelt, deutsche Staatsbürger, die in Ländern der Dritten Welt als Geiseln gehalten wurden, aufzuspüren und auszulösen, ohne dass der deutsche Staat offiziell etwas

damit zu tun hatte und dass Einzelheiten an die Öffentlichkeit drangen. In allen Fällen wurden sie freigelassen, entweder in meine Hände oder direkt an die jeweilige deutsche Botschaft.

An vielen Orten betrachteten politische, religiöse oder andere Gruppen es als ausgezeichnetes Geschäft, umherreisende Ausländer einzufangen. Eine gewisse Sorte deutscher Touristen reist unbedarft und arglos in der Welt herum, als ob es dort zugeht, wie in den Kleinstädten, aus denen sie kommen – den geistigen Kleinstädten, meine ich.

Unvermutet wachen sie eines Morgens auf und haben Ruhr, Hepatitis oder Malaria; oder sie sitzen im Gefängnis, weil sie Dinge getan haben, für die sie in Deutschland jeden Ausländer einsperren lassen würden – aber wenn sie es in einem anderen Land tun und ihnen dafür das eine oder andere Körperteil abgehackt werden soll, schreien sie nach ihrer Mama.

Die Mama ist in diesem Falle *unsere* Botschaft, wo *unsere* Leute sich um sie kümmern, oder das Auswärtige Amt. Sie sollen sofort dafür sorgen, dass der Durchfall verschwindet und die Einheimischen verstehen sollen, dass Diebstahl von Kunstwerken doch ähnlich wie Ladendiebstahl zu betrachten sei – ein Kavaliersdelikt.

Manchmal sagen sie es sogar laut: „So haben wir es ja gar nicht gemeint; und außerdem ist das ganze Land heruntergekommen und die Eingeborenen kümmern sich um nichts. Die alten Stätten verrotten sowieso. Sie sollten sich freuen, wenn wir einen kleinen Stein oder ein paar Scherben mit nach Hause nehmen; bei uns sind sie sicherer. Und sie sehen auf dem Fenstersims hübsch aus.“

Es gibt auch Typen, die glauben, sie müssten zur Körperertüchtigung mit dem Fahrrad durch das wilde Kurdistan strampeln oder durch die südliche Sahara.

Sie wundern sich dann, wenn sie von den einheimischen Händlern oder Lokalpolitikern geschnappt und nur gegen Zahlung eines Lösegelds freigelassen werden, Bargeld oder Goldstücke wohlge-merkt.

Gelegentlich springe ich in diesen Fällen ein und rede freundlich mit allen – falls sie mit sich reden lassen. Ich bin ein geschickter Unterhändler, warum weiß ich nicht. Aus irgendwelchen Gründen schein ich das Talent zu besitzen, Menschen zu beruhigen und in Ausnahmesituationen zu überzeugen, ihren gesunden Menschenverstand einzusetzen.

So können, mit etwas Glück, die Radfahrer ein wenig später wieder durch die Lüneburger Heide fahren und sind die Helden ihrer

geistigen Kleinstadt. Ghostwriter schreiben Bücher über ihre Abenteuer; als Autoren stehen die Namen der Helden auf dem Umschlag. Ich komme in diesen Büchern nicht vor. Eines ihrer größten Ärgernisse ist, dass ihre Fahrräder meist nicht zurückgegeben werden. Sie lasten dies der Botschaft an. Dank hört man selten.

Dr. Engel bot mir eine Tasse Kaffee an. Er gab sich besondere Mühe, hatte exquisiten Porzellan auffahren lassen. Sicherlich war das Porzellan gewöhnlich weggeschlossen, und er brauchte eine Sondergenehmigung, es benutzen zu dürfen. Auf einer handbemalten Platte standen wohlriechende Petit Fours zur Auswahl.

Ich hatte ein ungutes Gefühl; normalerweise gestaltete sich unser Verhältnis bei weitem geschäftlicher; er kam ohne Kaffee und Petit Fours sofort zur Sache.

Heute begann er offensichtlich um einen heißen Brei herumzureden: „Lieber Herr Boulder,“ es folgte eine kurze Pause. „Ich möchte Ihnen noch einmal sagen, wie zufrieden wir mit Ihrer Arbeit sind. Sie sind diskret, verschwiegen, loyal, effizient und haben schon einige unserer kleinen Probleme ausgesprochen gewandt aus der Welt schaffen können.“

Er hustete nervös.

„Diesmal haben wir etwas sehr Außergewöhnliches.“

Ich schaute ihn an und dachte, warum belegt er mich mit all diesen Attributen, als sei ich ein Elite-Pfadfinder? Ich hätte ihm sagen sollen, im Gegenteil, ich sei eigensinnig, hartnäckig, selbständig – und, hoffentlich, ehrlich und weniger bestechlich als andere. Um welchen Brei schleicht er? Was will er?

Er stotterte und setzte neu an: „Ich muss sagen, dass – lassen Sie mich es so umschreiben – die Mächte, die in dieser Angelegenheit das Sagen haben, im Hintergrund bleiben wollen. Meine Vorgesetzten waren sehr strikt mit mir. Sie haben mich aufgefordert, Sie hierher zu bitten; allerdings ist der Grund, den ich Ihnen dafür am Telefon genannt habe, nicht ganz der wahre.“

Bei seinem Telefonanruf vor einigen Tagen, als ich an einem sonnigen Morgen in Basel auf meinem Balkon frühstückte, hatte er von verschwundenen Unterlagen gesprochen; sie wiederzufinden sei wahrscheinlich keine große, aber eine delikate Aufgabe.

Er räusperte sich. „Ich selbst weiß nicht, worum es geht.“

Man konnte in seinem Gesicht lesen, dass dies stimmte; und er fand keinen Gefallen daran. Er hätte gerne gewusst, worum es ging.

„Ich betrachte dies nicht als Misstrauen, sondern wie Sie sagen würden: *Good to know, should to know.*“

Seine Anstrengung, englisch zu sprechen, kam unerwartet. Ich wusste nicht, ob ich ihn korrigieren sollte.

„Yes, it's always safer to be told only what one needs to know,“ sagte ich mit einem Lächeln. Ich hoffte, meine Englischhilfe klang nicht zu schulmeisterhaft.

„Genau, genau,“ erwiderte er, aber meinte es nicht. Er war über seine Vorgesetzten verstimmt.

„Um es einfach für Sie zu machen, wurde ein Exposé erstellt, das Sie lesen sollen. Allerdings können Sie dieses Exposé nur in einem speziellen Raum dieses Gebäudes einsehen, der Ihnen dafür zur Verfügung gestellt wird. Sie dürfen in diesen Raum nichts mitnehmen, und wenn Sie sich Notizen machen wollen, müssen Sie diese vorlegen. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.“

„Zur Zensur.“

„Das ist etwas taktlos.“

Ich lächelte besänftigend und sagte: „Aber ich werde Notizen brauchen, denn ich nehme an, ich soll für Ihr Amt etwas erledigen. Namen, Adressen, Telefonnummern ...“ Ich ließ es offen. „Vielleicht keine ausgiebigen Notizen, aber ich brauche schriftliche Unterlagen – mein Gedächtnis lässt in solchen Dingen doch zu wünschen übrig.“

„Sie können sich notieren, was Sie für wichtig halten, aber Sie müssen es vorlegen. Sie dürfen auch nichts fotografieren. Ich nehme an, dass Sie verstehen, welche Beschränkungen bestehen. Übrigens sollten Sie auch Ihr Handy nicht benutzen.“

„Sicher. Und der Raum wird mit Kameras überwacht.“

Er errötete, was ich von einem Routinier wie ihm nie erwartet hätte, hüstelte und schenkte mir eine weitere Tasse Kaffee ein, um seine Verlegenheit zu tarnen.

„Gewiss. Ich lasse Sie jetzt in Ihr Hotel fahren. Der Fahrer wird Sie morgen früh um neun Uhr abholen.“

Das Hotel war angenehm, das italienische Restaurant um die Ecke ebenfalls. Ich habe italienische Küche und Weine gerne, vielleicht weil die Gerichte bescheiden daherkommen, eine Verknüpfung aus Unkompliziertheit, Grazie und Freigebigkeit – genau mein Geschmack.

Unmittelbar nachdem ich das Restaurant betreten und mich an einem Ecktisch niedergelassen hatte, kam eine Gruppe asiatischer

Geschäftsleute in dunklen Anzügen herein. Ich hatte schon immer Schwierigkeiten, bei der Unterscheidung chinesischer, koreanischer und japanischer Gesichtszüge, aber ich entschied mich, dass es Japaner waren – vor allem wegen der dunklen Anzüge.

Während ich aß, unterhielten sie sich amüsiert miteinander. Ich hatte das Gefühl, einer von ihnen schaue mich taxierend an; vielleicht dachte er, ich sei der einzige wirkliche Italiener im Lokal.

Glücklicherweise gab es keine Karaokeanlage. Sonst hätte er mich vielleicht aufgefordert, *Volare* oder einen anderen dieser alten sentimentalitalienischen Schlager zu singen.

Ich schlief gut, und der Fahrer war am nächsten Morgen pünktlich. Kurz nach neun betrat ich den Raum, den sie mir im alten Reichsbankgebäudeteil des Ministeriums zugewiesen hatten.

Es war ein kleines Konferenzzimmer, im skandinavisch praktisch-sterilen Stil mit Buchenmöbeln eingerichtet; es besaß eine Minibar ohne alkoholische Getränke und zwei Thermoskannen mit Kaffee und Tee auf dem Tisch.

Dr. Engel begrüßte mich. „Ich hoffe, dass alles zu ihrer Zufriedenheit ist,“ sagte er, fügte ein paar Platitüden hinzu und zog sich zurück.

In der Mitte des Tisches lagen ein grün eingebundenes Dossier, daneben ein Schreibblock und Stifte.

Ich goss mir eine Tasse Kaffee ein, setzte mich auf einen Stuhl und schlug das Dossier auf.

Es war detailliert und begann mit einem geschichtlichen Überblick. Alle Unterlagen waren aus dem Archiv des Auswärtigen Amtes.

Auf dem Aktenordner klebte ein kleiner, abziehbarer, gelber Zettel mit dem handschriftlichen Vermerk:

„Heutzutage kennen sich nur wenige Leute in der deutsch-japanischen Geschichte der letzten 150 Jahre aus – zur Auffrischung Ihrer Kenntnisse. Wir nehmen an, Sie kennen die deutsche und europäische Geschichte, vor allem die Geschichte zwischen den beiden Weltkriegen.“

Nach der trockenen Geschichtsübersicht fand ich in dem Ordner fotokopierte Akten und Reiseberichte des Reichsministeriums des Auswärtigen. Sie waren in zeitlicher Abfolge ordentlich zusammengestellt und bezogen sich zum Großteil auf den Ablauf einer diplomatischen Reise des Attachés Albert von Stein im Spätsommer und Herbst 1936.



Ich schlug die erste Seite auf und begann zu lesen. Nach ein paar Sätzen hielt ich inne.

Umgehend hatte ich begriffen, dass mich jemand hereinlegen wollte. Ich ließ die Akte auf den Tisch sinken und überlegte mir, ob ich das Auswärtige Amt auf der Stelle verlassen sollte.

Ich ging zum Fenster hinüber und schaute hinaus – aber es kam keine helfende Eingebung von dort draußen. Dann gewann meine Neugierde die Oberhand und ich kehrte zu meinem Aktenordner zurück.

Wenn ich gewusst hätte, worum es sich hierbei handelte, wie tief ich in der darauf folgenden Affäre verstrickt werden würde und dass böse Absicht hinter dem Ganzen steckte, wäre ich aus Deutschland wieder abgereist.



## Tokio 1936

Oftmals füttern die Leute die Hungernden,  
damit nichts ihren eigenen Genuss einer guten Mahlzeit stört.

People often feed the hungry  
so nothing may disturb their own enjoyment of a good meal.

W. Somerset Maugham. A Writer's Notebook.

**D**ie Stimme war sonor: „Es heißt, der Ozongehalt der Luft in Amerika ist dreimal höher als hier. Deswegen können es diese Japs auch nicht körperlich und geistig mit uns aufnehmen.“

Joseph W. vander Heyden, *call me Joe*, war ein stämmiger Mann in den Fünfigern. Er war fast kahl, hatte ein rotes, von blauen Äderchen durchzogenes Gesicht und liebte es, seinen Zuhörern die Welt im Vergleich zu den USA zu erklären – wer immer es sein mochte und ob sie seine öfter vorkommenden Widersinnigkeiten glaubten oder nicht.

„In Amerika haben wir sehr viele verschiedene Klimatas, aber Japan ist ja sehr viel kleiner, ein bisschen größer als Iowa, Illinois und Wisconsin zusammen,“ sagte er mit einem Blick auf Lord Welterfield, der zu den Ausführungen seines Gegenübers nickte. Welterfield dachte offensichtlich an etwas anderes, was vander Heyden allerdings nicht auffiel. Er war zu sehr damit beschäftigt zu dozieren.

Vander Heyden vertrat die niederländischen und amerikanischen Niederlassungen von *The Amalgamated Oil and Transport Compa-*

ny of the Low Countries and the British Isles, einen Firmennamen, den niemand aussprechen konnte; deswegen war die Gesellschaft kurz als *Fish Oil* bekannt, dem Namen eines der Firmengründer. Lord Welterfield repräsentierte den britischen Zweig der Firma.

„Ich sage Ihnen, das britische Empire ist auch nicht mehr das, was es einmal war,“ fuhr vander Heyden fort. „Schauen Sie sich dieses Hotel an: amerikanischer Architekt. Mit Stil gebaut, keine japanische Papierhütte; spektakulär.“

Sie saßen in der weiten Halle des Imperial Hotel in Tokio. Frank Lloyd Wright hatte das Hotel im Stil mexikanischer Mayaruinen gemischt mit Jugendstilelementen neben dem kaiserlichen Palast erbaut.

Es war erst ein paar Jahre alt und hatte bereits an seinem Eröffnungstag eines der schwersten Erdbeben überstanden, das Japan je getroffen hatte. Große Teile von Tokio und Yokohama waren dem Erdboden gleichgemacht, zehntausende Einwohner getötet worden. Für lange Zeit blieb es *das* Hotel in Tokio.

Vander Heyden zog seine Taschenuhr aus der Westentasche und warf einen kontrollierenden Blick auf das Zifferblatt.

„Lassen Sie uns zu Newtons Suite gehen. Es ist fast drei Uhr.“

Lord Welterfield stemmte sich aus seinem Sessel hoch, und sie gingen zusammen in die oberste Etage des Hotels.

Der Mann, den sie treffen wollten, Abbot Newton, war der Vertreter der *Pan-Eurasian Oil Company*, einer Firma, die durch geschickte Verhandlungen von Winston Churchill, des Ersten Seelords, durch den britischen Staat kontrolliert wurde. Die britische Flotte hatte ihre Schiffe von Kohle auf Öl umgestellt und war seitdem auf den Brennstoff aus Persien angewiesen.

Churchills politische Manipulation hatte wirtschaftlichen Sinn gemacht, und Pan-Eurasian Oil wuchs, gedieh und wurde durch seine politischen Verbindungen einflussreich

Im Korridor vor Newtons Suite fragte Lord Welterfield leise, als ob er etwas zu verheimlichen hätte:

„Warum Pan-Eurasian Oil gerade Newton zu unserer Zusammenkunft schickt, ist mir nicht klar. Trauen Sie Newton?“

„Trauen? Warum nicht? Er ist kein Jude,“ erwiderte vander Heyden.

„Haben Sie etwas gegen Juden? Ist der Direktor unserer Gesellschaft kein Jude?“

„Fish?“ fragte vander Heyden zurückhaltend. „Ich weiß nicht. Der Nase nach schon.“ Er wusste es genau, aber fügte trocken hin-

zu: „Fragen Sie doch Ihren Freund Henry Ford. Er weiß über solche Dinge gut Bescheid.“

Henry Fords Antisemitismus war allen wohlbekannt. Vander Heyden grinste und fuhr fort:

„Wir in Amerika mögen keine Juden. Wir lassen sie nicht in unsere Klubs, und viele Orte verhindern den Zuzug von Juden.“

„Aber Sie vertreten hier eine niederländisch-britische Firma.“

„So what? Ich glaube, die Deutschen haben recht.“

„Das zumindest unterscheidet die Japaner von den Deutschen. In Japan gibt es keine Juden, und sie haben keine Probleme damit.“

Welterfield wechselte das Thema.

„Ich verstehe nicht, warum die beiden Länder plötzlich zusammenarbeiten wollen.“

„Das ist eine Folge der Geschichte.“

„Ich bitte Sie: Britannien hatte schon Kontakte mit Japan, als die Deutschen noch ...“

Vander Heyden unterbrach den Engländer.

„Sagen Sie jetzt nichts Falsches. Es könnte unsere Verhandlungen beeinträchtigen. Wir wollen schließlich etwas von den Japanern und Deutschen. Es ist besser, hier diplomatisch zu sein. Und, da wir gerade dabei sind – vergessen Sie nicht die Amerikaner. Sie haben die japanischen Häfen für den internationalen Handel geöffnet.“

Welterfield dachte kurz nach und zuckte unmerklich mit den Schultern. Ihm behagte der letzte Satz offensichtlich nicht.

In vander Heyden sah er eher einen Holländer als einen Amerikaner, obwohl vander Heyden darauf bestand, dass seine Familie bereits seit zehn Generationen in den Neuenglandstaaten lebte.

Aufgeblasener amerikanischer Protzer – aber Holländer bleibt Holländer, dachte er bei sich, bezähmte sich jedoch, vander Heydens Ausführungen zu kommentieren. In der Zwischenzeit genoss vander Heyden, sein Wissen und seine Gedanken dazu weiter auszubreiten:

„Die deutschen Interessen in Ostasien beziehen sich in erster Linie auf Handel und Wissenschaft. Preußen hat bereits 1861 einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Japan geschlossen, und Premierminister Ito Hirobumi hat die preußische Verfassung als Vorlage für die neue japanische Verfassung benutzt. Deutschland hat gegenüber Japan – und auch den anderen europäischen Nationen – eine überlegene Wissenschaft und Technik. Hieran ist Japan interessiert.“

Zur Unterstützung seiner Worte wedelte er mit einer Hand. Was für eine merkwürdige Geste, dachte Welterfield; sie passt zu seinem seltsamen Charakter.

„Die Japaner standen im Weltkrieg auf der Seite der Alliierten, der Gegner Deutschlands, und haben bisher das Land wegen der deutschen Intervention im chinesisch-japanischen Krieg als unbeliebteste ausländische Großmacht betrachtet. Trotzdem gibt es inzwischen in der japanischen Regierung und im Heer doch eine gewisse Sympathie für Deutschland.“

Auf einem Treppenabsatz hielt vander Heyden an und schnappte nach Luft. Das Treppensteigen setzte ihm zu. Dann fuhr er fort; er hatte sich warmgeredet.

„Auf der anderen Seite hat Japan die deutschen Kolonien in China übernommen. Dennoch fühlen sich die Japaner von den anderen Siegermächten gedemütigt. Das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten hat sich verschlechtert. Bei den Pariser Friedenskonferenzen und beim Washingtoner Flottenabkommen wurden sowohl Deutschland als auch Japan international isoliert. Dies hat zu einer Annäherung zwischen Deutschland und Japan geführt.“

Welterfield nickte geduldig, wenn auch offensichtlich gelangweilt und musterte die Bilder an den Korridorwänden. Ihm ging etwas anderes durch den Kopf.

„Glauben Sie wirklich, dass es Öl in Sibirien gibt?“ fragte er gedankenverloren. Vander Heyden war von Welterfields abruptem Gedankensprung überrascht, ging jedoch flexibel darauf ein.

„Wen kümmert das? Selbst wenn es Öl gäbe, wie sollte man es transportieren? Es gibt keine Straßen, keine schiffbaren Flüsse. Das Land ist entweder Frost oder Schlamm – über tausende von Meilen.“

Lord Welterfield schwieg kurz; in einem hochnäsigen Ton setzte er zu einem anderen Thema an. „Wie Sie wissen, treffen wir als offizielle Regierungsvertreter zwei relativ niedrigrangige Repräsentanten des japanischen und deutschen Außenministeriums.“

Der Lordtitel dringt durch, dachte vander Heyden bei sich.

„Sie können wohl schlecht erwarten, dass die Außenminister persönlich sich hier einstellen. Es ist bereits aufgefallen, dass sich hochrangige Vertreter zweier großer Ölfirmen in Tokio aufhalten.“ Lord Welterfield stimmte zu.

„Sie haben recht; wir brauchen nicht mehr Publicity.“

Sie waren angekommen. Vander Heyden klopfte an die Tür der Suite. Newton öffnete auf der Stelle.

„Kommen Sie herein, die anderen Herren sind bereits da.“

Zwei Männer standen am Fenster. Newton stellte sie auf deutsch vor: „Herr von Stein vom Deutschen Reich und Herr Tsuboi als Vertreter des Japanischen Kaiserreiches.“

Albert von Stein war in Hamburg kurz nach der Jahrhundertwende geboren worden, aber im Fernen Osten aufgewachsen. Er war dunkelblond, mittelgroß, schlank, braungebrannt, mit der Gestalt eines trainierten Tennisspielers.

Er sah aus wie ein Mann, der wusste, was er wollte; ein Mann, dem der Oberkellner in einem Restaurant den besten verfügbaren Platz anweisen würde.

Nach Abschluss des Gymnasiums in Deutschland war er zu seiner Familie zurückgekehrt und hatte wie sein Vater bei der deutschen Handelsfirma *Kunst und Albers* in Wladiwostok an der Pazifikküste von Russisch-Sibirien gearbeitet, allerdings nur anderthalb Jahre. Dann war er nach Deutschland zurückgekehrt, wo er Mitte der zwanziger Jahre in Heidelberg das Studium der Rechte aufgenommen hatte.

Hier hatte er auch Yasuaki Tsuboi kennengelernt. Sie verbrachten einen Teil ihrer Freizeit zusammen, machten Ausflüge in die Umgebung und fuhren einmal zusammen den Rhein abwärts auf einem Dampfer.

Tsuboi besuchte ihn auf seiner Rückreise nach Japan für einige Tage in Berlin.

Offensichtlich durch Zufall war er nun, Jahre später, sein Partner bei den Verhandlungen in Tokio. Sie hatten seit der Universitätszeit den Kontakt locker, auf freundschaftlicher Basis aufrechterhalten – ohne dass ihre berufliche Umgebung davon wusste. Gelegentlich tauschten sie Briefe oder Postkarten aus.

Von Stein hatte sein Studium in Berlin noch während der Weimarer Republik abgeschlossen. Trotz aller Widrigkeiten in den Jahren der Inflation und Arbeitslosigkeit hatte er eine Diplomatenkarriere angestrebt und auch erfolgreich die Aufnahmeprüfung bestanden.

Er war jetzt zu besonderen Aufgaben abgestellter Attaché an der deutschen Botschaft in Tokio. Vor einigen Wochen war er nach anderthalbmonatiger Reise auf einem der Ostasienpostschiffe des Norddeutschen Lloyd in Japan eingetroffen.

Yasuaki Tsuboi wurde im Jahr 1898 geboren. Er hatte unter anderem in Heidelberg studiert und sprach Französisch, Deutsch und

Englisch. Tsuboi bekleidete eine gehobene Stellung im japanischen Außenministerium; er war aber zu jung, um wirklichen Einfluss zu haben. Er besaß allerdings familiäre und freundschaftliche Verbindungen zur Familie des stellvertretenden Ministers für das Auswärtige Yamaguchi, die auf einen weiteren Aufstieg hoffen ließen.

„Meine Herren, setzen wir uns.“ Newton eröffnete das Treffen.

„Wir haben uns heute getroffen, um abschließend über das deutsch-japanische Erdölabkommen zu sprechen, über die Einbeziehung unserer Firmen und den endgültigen Wortlaut des zu unterzeichnenden Dokumentes. Dieses Abkommen ist, wie Sie wissen, *nicht* für die Öffentlichkeit bestimmt.“

Bei diesen Worten blickte er vander Heyden direkt ins Gesicht, und dieser wandte die Augen ab.

„Wir werden es für uns behalten,“ warf er ein. Gleichzeitig huschte über seine Lippen blitzschnell ein angedeutetes, wissendes, aber unangenehmes Lächeln. Von Stein nahm dies wahr, konnte sich jedoch keinen Reim darauf machen. Inzwischen fuhr Newton bereits fort.

„Es gibt, wie man gerüchteweise hören kann, zur Zeit Verhandlungen zwischen dem Japanischen Kaiserreich und dem Deutschen Reich über ein Abkommen zum Verhältnis der beiden Staaten gegenüber Sowjetrußland. Unsere Vertragsverhandlungen verbergen sich dahinter. Auf der Seite der Firmen, die wir vertreten, sind wir davon überzeugt, dass Japan und Deutschland in Zukunft die führenden Rollen in Asien und Kontinentaleuropa spielen werden, vielleicht auch darüber hinaus. Diese Zukunft hängt von Energie ab. Energie bedeutet Erdöl. Wer Zugang zu den Erdölquellen hat, wird die Welt beherrschen.“

Lord Welterfield zog ein Lederetui aus seiner Sakkotasche, wählte eine Zigarre aus, schnitt die Spitze ab und zündete sie umständlich an. Newton wurde davon abgelenkt und verlor seinen Faden.

In die erstehende Stille hinein sprach von Stein vander Heyden an. Tsuboi starrte vor sich auf den Tisch.

„Wie sieht die Lage für Erdöl heute aus?“

Vander Heyden fühlte sich geschmeichelt und holte aus:

„Iran und Irak werden von Großbritannien kontrolliert, und Russland mit Sibirien ist in den Händen der Sowjets, was sich in absehbarer Zeit nicht ändern wird. Die USA haben ihr eigenes Öl, was sie nicht an Fremde verkaufen; im Gegenteil, ihre Wirtschaft wird nach der Überwindung der wirtschaftlichen Probleme Anfang des

Jahrzehntes immer mehr benötigen, und deswegen werden sie importieren.“

Er holte eine kleine Weltkarte aus seiner Aktenmappe und begann, die geografischen Regionen, die er erwähnte, mit einem Bleistift einzukreisen.

„Unsere Gesellschaft beutet vor allem Felder in Niederländisch-Ostindien, dem Kaspischen Meer, aber auch in den Vereinigten Staaten aus. Das Öl in der Karibik vor Venezuela und auch die mexikanischen Ölfelder sind und werden im Einflussbereich der Vereinigten Staaten bleiben. Mussolini hat das schon feststellen müssen. Den Europäern mögen die rumänischen Ölfelder ein wenig weiterhelfen, aber von einem strategischen Gesichtspunkt gesehen, militärisch und kommerziell, sind die russischen Ölfelder für Deutschland und Japan unendlich wichtig.“

„Die russischen? Sie meinen Baku – das liegt nicht in Russland, sondern in Aserbaidschan.“

„Richtig. Aber es ist Teil der Sowjetunion; vielleicht hätte ich sagen sollen: die sowjetischen Ölfelder.“

Newton befeuchtete seine Lippen mit der Zunge, übernahm nach einem Nicken vander Heydens wieder die Leitung und führte dessen Gedankengang weiter: „Meine Herren, Mr. vander Heyden hat die Lage für unsere Freunde aus den Außenministerien sehr schön zusammengefasst. Wir meinen aber nicht, oder nicht nur, die Ölfelder im Süden. Wir gehen davon aus, dass es große, sagen wir, immense Ölfelder in Russland gibt – vor allem in Sibirien. Japan besitzt ja bereits im Norden der Insel Sachalin Fundstätten. Deutschland und Japan brauchen die Felder Sibiriens für den Wohlstand beider Länder.“

Er spielte damit auf ein japanisches Schlagwort an: die Idee der japanischen Wohlstandssphäre – die weit über die japanischen Inseln hinausreichte. Er nickte vander Heyden und Lord Welterfield zu.

„Das ist genau, was ich sagen wollte,“ warf vander Heyden ein.

„Und was ist mit den Vereinigten Staaten und dem Vereinigten Königreich? Brauchen sie kein zusätzliches Öl?“ fragte von Stein.

Tsuboi blieb stumm und ließ seinen Blick anscheinend mit geringem Interesse an den Vorgängen über den Tisch schweifen. Vielleicht wusste er, was hinter all dem steckte.

Newton griff von Steins Frage auf: „Die beiden großen englisch-sprechenden Mächte, wenn ich sie einmal so nennen darf, haben in ihren Einflussphären genügend Öl für ihren eigenen Bedarf. Die



Amerikaner konzentrieren sich auf ihren Kontinent, die großen britischen und kontinentaleuropäischen Firmen, die wir repräsentieren, richten ihr Augenmerk in erster Linie auf Persien und die niederländischen Kolonien in Fernost, obwohl wir natürlich auch in Baku Interessen haben. Deutschland und Japan werden über kurz oder lang in die Höhen der politischen und wirtschaftlichen Großmächte vorstoßen; sie werden dringend mehr Öl benötigen. Es wäre unsinnig, wenn diese Großmächte, Frankreich eingeschlossen, sich untereinander bekriegen würden, um die Vorräte in Asien, Europa oder den Amerikas – Nord und Süd – neu zu verteilen.“

Newton blickte zu von Stein hinüber: „Das sowjetische Öl käme beiden Ländern zugute. Deutschland und Japan könnten sich Erkundung und Ausbeutung teilen.“

Plötzlich schien Welterfeld aufzuwachen. Er schaute Newton von der Seite her an und unterbrach dessen sanfte, jeden Argwohn zerstreuende Rede.

„Richtig. Und wir werden unterschreiben, dass wir nicht an Sibirien interessiert sind, wenn Deutschland und Japan zustimmen, dass der Rest der Welt außerhalb Kontinentaleuropas und Sibiriens unseren Firmen offensteht. Russland selbst braucht kein Öl.“

Seiner Äußerung folgte ein kurzes, verblüfftes Schweigen der übrigen Anwesenden.

Von Stein dachte bei sich: Was für ein Narr. Was für eine instinktlose, unbesonnene – und verräterische Bemerkung, sowohl vom diplomatischen als auch vom geschäftlichen Standpunkt her.

Um keinem der Teilnehmer die Möglichkeit zu geben, darauf einzugehen, griff Newton rasch nach einem Bündel von Dokumenten, das vor ihm auf dem Tisch lag. Er war der einzig wirkliche Köhner unter den Ölmännern. Mit einem ernsten Ausdruck in seinem Gesicht wandte er sich an von Stein und Tsuboi.

„Meine Herren, wir haben den Vertragstext, der von Ihren Regierungen bereits paraphiert wurde, noch einmal leicht überarbeitet. Ich habe hier eine, wie wir hoffen, endgültige Fassung, die ich Ihnen mitzugeben die Ehre habe.“

Er händigte von Stein und Tsuboi jeweils einen Dokumentenstapel aus. Beide verstaute ihre Abschriften in ihren Aktenmappen. Darauf erhob sich von Stein, faltete seine Hände hinter seinem Rücken, nickte den Anwesenden kurz zu und erklärte:

„Meine Herren, ich werde diese Vorschläge meinem Botschafter vorlegen und er unserer Regierung. Er wird sich in einigen Tagen mit Ihnen in Verbindung setzen.“

Anschließend warf er Yasuaki Tsuboi auf der anderen Tischseite einen erwartungsvoll fragenden Blick zu. Tsuboi stand auch auf, beugte seinen Kopf und Oberkörper und sagte, mehr in die Richtung von Steins als in die von Newton:

„Ich gehe davon aus, dass meine Vorgesetzten dies ebenso halten werden. Auch von meiner Regierung werden Sie in Bälde hören.“

Nach einem kurzen Abschied verließen beide Newtons Suite und gingen schweigend die Korridore des Hotels in Richtung der Haupthalle hinunter.

Im Erdgeschoss kamen sie an der offenen Tür eines Musikzimmers vorbei.

Das Zimmer war leer.

Tsuboi hielt inne, als er einen Flügel erblickte:

„Spielen Sie Klavier?“ fragte er.

„Nun ...“ von Stein versuchte einer Antwort auszuweichen; dann raffte er sich auf zu: „Mehr schlecht als recht.“

„Kommen Sie,“ sagte Tsuboi mit einem scheuen Kichern, „lassen Sie es uns probieren.“

Er lud von Stein mit einer Handbewegung ein, ins Musikzimmer vorausgehen, und schloss die Tür hinter ihnen.

„Wir erhalten Kopien der neuesten deutschen Unterhaltungsfilm immer schneller als die deutsche Botschaft,“ sagte er.

„Ich hoffe, das ist das einzige, was ihr schneller als wir aus Berlin bekommt,“ grinste von Stein.

Tsuboi schaute mit ausdruckslosem Gesicht zu ihm hinüber, kicherte wieder, ließ von Steins Satz aber kommentarlos stehen. Stattdessen meinte er:

„Ich liebe die deutschen UFA-Filme, vor allem die Musikfilme.“

Er setzte sich an den Flügel und begann zu spielen und zu singen. Er kannte viele der Schlager aus deutschen Tonfilmen auswendig und sang sie fast akzentfrei. Er hatte Spaß daran. Von Stein stimmte summend ein. Nach einer Anzahl von Schlagern hielt Tsuboi inne, drehte sich auf seinem Hocker und sagte:

„Ich glaube, das sind alle, die ich kenne. Manchmal habe ich Schwierigkeiten, die Texte zu verstehen. Da gibt es diesen Schlagertext, in dem jemand 'eingeseift' wird. Da sie nicht beim Barbier sitzen, habe ich den Zusammenhang nicht verstanden. Dann erst kam ich hinter die zweite Bedeutung: 'betrogen'. Ich erinnerte mich während unseres Treffens oben daran. Diese Schlager sind in Wirklichkeit kleine Philosophien, scharfsinnig und besinnlich – für Leute mit Hintergedanken. Man sollte das immer im Auge behalten.“

„Hintergedanken? In welcher Hinsicht?“ fragte von Stein. „Von dieser Warte habe ich das noch nie betrachtet.“

Tsuboi wandte sich wieder den Tasten zu.

„Was ich mit Sicherheit weiß – die Leute, die wir oben getroffen haben, sind Schwindler. Allerdings kann ich mir beim besten Willen nicht erklären, wie und wen sie betrügen wollen, selbst nach Welterfields Bemerkung. Verstehen Sie ihre Motive? Wissen sie mehr als wir und unsere Regierungen?“

Von Stein verzog sein Gesicht, sagte aber nichts, worauf Tsuboi hinzufügte: „Was ich weiß: Sie singen jetzt gerade wahrscheinlich auch – und ich kenne auch das Lied, das sie singen. Es geht folgen-dermaßen.“

Er begann auf dem Flügel zu spielen und zu singen.

„So long sad times, go long bad times,  
We are rid of you at last.  
Howdy gay times, cloudy gray times –  
You are now a thing of the past.“

Und dann mit viel Schwung:  
„Happy days are here again,  
The skies above are clear again,  
So let's sing a song of cheer again,  
Happy days are here again.“

Von Stein erkannte die schmissige Melodie und summte wieder mit.

„Das ist ein Stück der Comedian Harmonists. Man will sofort mitsingen, Melodie und Rhythmus gehen ins Blut. In Deutschland heißt das Lied *Wochenend' und Sonnenschein*.

Es ist sehr populär, aber es hat keine Gedankenverbindung zu traurigen und schlechten Zeiten wie der englische Text; im Gegenteil: ein sonniges Wochenende im Grünen, er und sie alleine im Wald – vielleicht passiert noch etwas anderes, wer weiß?“

Tsuboi war ganz Ohr.

„Der amerikanische Originaltext hat einen politischen Hintergrund; es ist ein Wahlkampflied für Franklin D. Roosevelt. Die 'Happy Days' laufen auf den versprochenen Aufschwung aus der Depression hinaus, Roosevelts *New Deal*.“

„Interessant. Das wusste ich nicht. Es klingt nicht wie ein politisches Lied, zumindest nicht wie ein deutsches.“

„Und unsere Freunde in Newtons Suite glauben, dass ihre glücklichen Tage vor der Türe stehen – mit dem Abkommen, das von unseren Regierungen jetzt unterzeichnet werden soll.“

Von Stein unterbrach ihn.

„Dann wundere ich mich, warum SO nicht mit am Tisch saß.“

„SO – Südosten?“

„Nein,“ lachte von Stein. „Esso, die Standard Oil Company, Rockefellerers Petroleum-Trust.“

„Ah ja, Standard Oil. Einer ihrer Bosse ist in der Stadt; sie wissen von diesem Treffen.“

Erstaunt starrte von Stein Tsuboi an. Er wiederholte langsam: „Sie wissen Bescheid über dieses Treffen. Und woher wissen *Sie* das? Werden alle Ausländer überwacht?“

Tsuboi lächelte nur. Von Stein dachte, er hätte verstanden und ließ das Thema fallen. Er kam auf den früheren Gegenstand zu sprechen.

„Man kann die Einbindung unserer Länder in diesen Vertrag auch anders umschreiben, denke ich: 'Virtus in medio, sagte der Teufel und saß zwischen zwei alten Huren.“

Tsuboi begann wieder zu kichern. Er hatte diese Art, mit Unsicherheit und Verlegenheit umzugehen, nicht ablegen können, obwohl er oft mit Ausländern zu tun und selbst im Ausland gelebt hatte. Dann wurde er wieder ernst:

„Man muss heutzutage in unseren Ländern mit solchen Worten sehr vorsichtig sein. Ihnen traue ich – aber nicht dem deutschen Botschafter oder anderen deutschen Diplomaten; ebenso wenig vielen Leuten in meinem Amt.“

Von Stein stand auf. „Das geht mir auch so, obwohl ich Vertrauen zu unserem Botschafter habe. Aber ich versuche, nicht in politische Angelegenheiten verwickelt zu werden. Dabei sitzen wir mitten in einem Spinnengewebe, das andere spinnen. Ich hoffe, wir verfangen uns nicht darin.“

„Selbst wenn Sie glauben, dass etwas mit diesem Vertrag nicht stimmt, können Sie nichts dagegen sagen oder machen.“

„Damit gehören wir zu den Leuten, die wegschauen.“

Tsuboi fuhr mit Daumen und Zeigefinger über seine Lippen und schwieg.

Sie hatten das Musikzimmer verlassen und gingen inzwischen durch die Eingangshalle. Vor dem Hotel verabschiedeten sie sich förmlich voneinander. Ihre schwarzen Limousinen standen auf dem Vorplatz, die Fahrer warteten.

„Vielleicht sehen wir uns einmal wieder, unter glücklicheren Vorzeichen.“

„Sind die Vorzeichen nicht glücklich?“

Hans von Stein blickte Tsuboi direkt an:

„Dieses Mal wird es wohl länger dauern, bis wir uns wiedersehen. Es liegt Krieg in der Luft. Natürlich werden Deutschland und Japan gewinnen ...“

Er brach den Satz ab, seine Stimme zitterte leicht und blieb auf halben Höhe hängen. Der Satz blieb offen.

„Japan ist stark,“ sagte Tsuboi.

Er meinte, was er sagte. Von Stein war zurückhaltender.

„In vielerlei Hinsicht sind sich Japaner und Deutsche ähnlich – eine Zusammensetzung aus einem gewissen Grad von Rohheit und feinem Intellekt. Deutschland ist auch stark; aber vielleicht sind andere stärker.“

„Hoffen wir es nicht, zu unserem eigenen Wohlbefinden und der Wohlfahrt unserer Länder. Es scheint jedoch dritte zu geben, die immer gewinnen. Das ist etwas, was ich heute gelernt habe.“

„Wir wollen das Beste hoffen. Ich habe nichts dagegen, dass sie gewinnen. Ich habe allerdings etwas dagegen, dass sie Unbeteiligte in den Tod schicken.“

„Ich denke wie Sie. Doch den Vertrag können wir nicht verbrennen. Vielleicht wird die Zeit ihn aus dem Weg schaffen.“

Tsuboi verbeugte sich tief vor von Stein. Dieser erwiderte zereemoniell die Geste, zwei junge Diplomaten im Frack, auf einem leeren Platz vor einem Mayatempel in Tokio. Sie verweilten kurz in Schweigen, dann verneigte sich von Stein noch einmal kurz und sagte:

„Wahrscheinlich haben Sie recht. Manchmal jedoch gibt es Gelegenheiten, in die Geschichte einzugreifen.“

Tsuboi antwortete auf Japanisch:

„*Un wa yuusha o tasuku.*“

Er lieferte aber gleich die Übersetzung mit:

„Das Glück ist mit den Tapferen. Ich hoffe, wir überleben und treffen uns wieder. In Deutschland oder Japan.“

Sie trafen sich weder in Deutschland noch in Japan.

\*\*\*\*\*

Jemand klopfte an die Tür des Zimmers, das ich im Auswärtigen Amt benutzte. Dr. Engel kam herein und lud mich zu einem "kleinen Mittagessen" ein. Ich konnte nicht ablehnen, obwohl ich mit meinen Gedanken weit weg war: Es hatte eine Zeit gedauert, aber plötzlich konnte ich zwischen den Zeilen der trockenen Berichte lesen. Szenen liefen vor meinem geistigen Auge ab; ganze Bildsequenzen hatten in meinem Gehirn Gestalt angenommen, die stummen Charaktere aus der Amtsschreibmaschine – Nachname, Vorname, Titel, Geburtsdatum – hatten sich in Akteure verwandelt.

Ich wählte eine leichte Mahlzeit, eine Quiche Lorraine mit grünem Salat und ein Glas Weißwein; dann kehrte ich an meinen Schreibtisch und zu den Dokumenten zurück.



## Transit durch Sibirien

Ein Reisender mit leichtem Gepäck wird einem Dieb ins Gesicht singen.

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Juvenal. Omnia Romae. X, 22.

An einem Abend knapp zwei Monate später verließ Hans von Stein gegen zehn Uhr die Kanzlei der deutschen Botschaft in Tokio und ging durch den Garten ins Haupthaus.

Die Nacht war hell und mild, aber er fühlte sich nachts außerhalb der Gebäude immer ein wenig unwohl und unsicher. Er fürchtete, jemand könnte in einer der dunklen Ecken des Gartens lauern. Die Schattenspiele der Bäume irritierten ihn. Er mochte die Dunkelheit nicht. Nicht dass Eindringlinge im Garten wahrscheinlich gewesen wären; zumindest auf dem Papier war Japan ein enger Alliierter des Deutschen Reiches, und das Botschaftsgelände war bewacht.

Dennoch kam dieses Gefühl immer wieder zurück, wie ein Alptraum in der Kindheit.

Im Haupthaus saßen im Licht einer Stehlampe noch Botschafter von Dirksen und der Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*, Dr. Sorge, und spielten Schach. Von Stein reichte dem Botschafter das Telegramm, das gerade aus Berlin eingetroffen war, und wollte sich für die Nacht verabschieden. Der Botschafter überflog das Telegramm:

„Damit ist Ihr Aufenthalt hier wohl beendet?“ Die Frage war eher eine Aussage – und die Anordnung, nach Berlin zurückzukehren.

„Ja. Berlin hat dem Text des Abkommens zugestimmt, es muss lediglich noch von Ihnen unterzeichnet werden.“

„Ich werde das in den nächsten Tagen tun. Verständigen Sie bitte Herrn Tsuboi hierüber und fragen Sie nach, ob die Japaner sich anschließen. Die anderen Partner sollten es auch signieren. Lassen Sie uns die Einzelheiten morgen besprechen.“

Mit einem Nicken entließ er von Stein und kehrte zu seinem Schachspiel mit Dr. Sorge zurück.

Zwei Wochen später brach von Stein zu seiner Rückreise nach Berlin auf. Für die lange, transkontinentale Bahnreise hatte er sich in Tokio ein Dutzend Bücher besorgt, von Colin Ross' letztem Reisebuch, Tolstois *Krieg und Frieden* bis zu einer ledergebundenen zweibändigen Ausgabe des *Kapital* von Karl Marx, die zum fünfzigsten Todestag des Autors gerade in Moskau erschienen war. Er dachte, dies sei eine angemessene Lektüre für Reisende in der Sowjetunion.

Seine erste Station war Yokohama.

Er reiste zusammen mit Hans Struwe, einem freundlichen, unteretzten Mann Mitte dreißig, der die Welt als diplomatischer Kurier für das Reichsministerium des Auswärtigen durchquerte. In den vergangenen beiden Jahren war seine regelmäßige Reiseroute Berlin-Tokio-Berlin gewesen. Er war die lange Reise gewohnt: durch Japan, mit dem Linienschiff nach Wladiwostok, mit der transsibirischen Eisenbahn nach Moskau, von dort mit dem Expresszug Moskau-Paris durch den Westen der Sowjetunion und durch Polen nach Berlin.

Wenn alles gut ging, dauerte eine Kurierfahrt zwanzig Tage, aber Struwe erzählte, er habe unter chaotischen Verhältnissen schon vier Wochen gebraucht, um den Diplomatenpostsack von Tokio nach Berlin zu befördern. Struwe verbrachte mehr als sechs Monate pro Jahr zwischen Deutschland und Japan, immer allein.

Die *Harbin Maru* war ein neues Schiff, die Kabinen waren einladend, vor allem, weil die beiden Deutschen Suiten hatten. Als von Stein seine Suite betrat, empfing ihn der Geruch frisch gestärkter Bettwäsche von den Betten. Auf dem Tisch stand eine kleine Schale mit Obst, und, unmittelbar nachdem sich Stein eingerichtet hatte, servierte ihm der Steward mit einer höflichen Verbeugung eine Tasse frischen Tees.



Kurz nach dem Ablegen in Yokohama kam der Steward erneut zu von Stein, diesmal mit der Frage, ob er vor dem Abendessen noch ein Bad nehmen wolle. Struwe riet ihm zu:

„Genießen Sie die Zivilisation. Sie werden zwischen Wladiwostok und Moskau, wahrscheinlich zwischen Wladiwostok und Berlin, kein gekacheltes Badezimmer mehr zu sehen bekommen. Und falls Sie eines sehen, hat es todsicher kein heißes Wasser oder der Stöpsel in der Badewanne fehlt.“

Tatsächlich war das Badezimmer seiner Kabine auf der *Harbin Maru* gekachelte, die Badewanne so groß, dass von Stein sich in ihr lang ausstrecken konnte, das Wasser heiß, und das anschließende Abendessen im Speisesaal wurde zuvorkommend und freundlich serviert. Es war delikats zubereitet, eine Mischung aus japanischer und westlicher Küche.

Als von Stein erwähnte: „Sie bieten sogar eine Auswahl verschiedener Teesorten und Bier an,“ erwiderte Struwe:

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, sie sind zivilisiert; und japanisches Bier ist ebenso bayerisch wie Tsingtao-Bier aus unserer früheren Kolonie in China; alle Braumeister kamen aus Bayern.“

Nieselregen begleitete sie während der gesamten Überfahrt. Sie erreichten Wladiwostok knapp zwei Tage später. Das Schiff glitt langsam in die hufeisenförmige Bucht. Schwere graue Wolken hingen in den Hügeln um die Stadt.

Vom Oberdeck beobachteten Struwe und von Stein mit gemischten Gefühlen die vorsichtige Ansteuerung des Kapitäns durch die Minenfelder des Goldenen Horns.

Sie hatten die Ostküste Sibiriens erreicht.

Kurz bevor sie anlegten, gingen Struwe und von Stein noch einmal in Struwes Kajüte.

Struwe zog eine Art Lederkorsett aus seinem Koffer. Es bestand aus schmalen Schulterriemen, Hosenträgern im Rücken, die an einen Hosengürtel geknüpft waren, und einer dünnen Tasche, die auf der Bauchseite wie ein Rucksack getragen wurde. Es war eine Dokumententasche. Struwe legte sie mit von Steins Hilfe rasch an. Unter Hemd und Sakko trug sie kaum auf. Speziell für Struwe in Berlin angefertigt, aus weichem, biegsamen hellbraunen Leder enthielt sie die geheimen Vertragsdokumente.

Mit einer Handschelle befestigte er dann einen kleinen Aktenkoffer an seinem linken Handgelenk.

„Der Koffer enthält wie immer die Botschaftspost, vertraulich, aber nicht streng geheim. An sich hätte dieser Transport mit einem

der Ostasienschiffe des Norddeutschen Lloyd gehen müssen, mit dem Sie gekommen sind, auf deutschem Territorium. Aber es eilt, hieß es.“

Weniger als eine halbe Stunde später lag die *Harbin Maru* am Kai – und eine bleiche Sonne kam hinter den Wolken hervor. Die Passagiere gingen von Bord.

Von der Gangway strich von Steins Blick über den Hafen und die umliegenden Häuser.

„Willkommen im Land der proletarischen Revolution,“ sagte er und wies in Richtung Stadt. Vor einem der Lagerhäuser am verlassenen Kai stand ein Ford-Personenwagen mit vier Männern in blauen Sergeanzügen.

„Unsere persönliche Leibwache wartet schon,“ sagte er zu Struwe. Sein Begleiter nickte. „Und wie immer sind sie so unscheinbar wie eine Horde Elefanten.“

Der Hafen wurde offensichtlich gut in Ordnung gehalten, obwohl Gerätschaften und Gebäude dringend einen neuen Anstrich benötigten. Schlimmer sahen die Wohnhäuser aus; ihnen fehlten mehr als Schönheitsreparaturen. Wladiwostok hatte sich in den zwölf Jahren, in denen er es nicht gesehen hatte, nicht zum Besseren verändert. Struwe sah die Enttäuschung darüber in von Steins Gesicht.

Alle Passagiere, die mit dem Schiff ankamen, wurden mit Autos zum Zollamt gebracht. Struwe und von Stein reisten mit Diplomatentassen. Sie ließen ihr Gepäck nicht aus den Augen; nach einem kurzen Wortwechsel mit dem Chef des Zollamtes wurde es nicht geöffnet. Aber die Koffer der anderen Schiffspassagiere packten die Zollrevisoren vollständig aus, und alles Ge- und Bedruckte wurde eingehend betrachtet – und größtenteils beschlagnahmt.

Tsuboi hatte von Stein in Tokio von den Erlebnissen der japanischen Olympiamannschaft berichtet, die nach dem Ende der Olympiade in Berlin mit der Eisenbahn nach Japan zurückgereist war. Bei der Zollkontrolle an der polnisch-sowjetischen Grenze hatten die Zöllner alle deutschen Druckschriften eingezogen. In Japan hatte dies die antisowjetischen Ressentiments weiter aufgeheizt.

Die Russen waren sichtlich mehr an Struwe interessiert als an von Stein. Struwe war darüber sehr befriedigt, er war eine wichtige Person.

„Ich bin der Kurier, die Sowjets kennen mich als solchen. Sie sind nur einer der vielen durchreisenden Diplomaten.“

Ich hoffe, er hat recht, dachte Stein; aber er sagte:

„Scheuen Sie sich nicht, sie *Russen* zu nennen, selbst wenn das Land heute *Sowjetunion* genannt werden will. Die Russen herrschen im Land; *Sowjet* ist eine freundliche Umschreibung der Besatzungsmacht.“

„Stalin ist kein Russe,“ gab Struwe zurück. „Aber er benimmt sich wie ein guter Russe,“ war von Steins Antwort.

Vom Zollamt ging die Fahrt in einem Kraftwagen des Reisebüros Intourist weiter zum Passamt, dann ins Hotel. Die Wahl kam als Überraschung für Struwe.

„Hotel Tscheljuschkin – letztes Jahr hieß es noch Hotel Versailles. Besser geworden ist es durch die Namensänderung nicht. Wer hat uns in dieses Hotel eingebucht?“ stöhnte Struwe, als sie die ausgetretenen Stufen zu ihren Zimmern hinaufgingen.

Von Stein erwiderte: „Was soll's – es ist für eine kurze Nacht. Wenn Sie das nächste Mal nach Wladiwostok zurückkommen, werden Sie sich nach diesem Aufenthalt zurücksehnen. Die proletarische Revolution braucht keine Luxushotels für Ausländer – und schon gar nicht für Sowjetbürger.“

Sie gingen zuerst in sein Zimmer, und er trat ans Fenster, mit seinen ramponierten Vorhängen und zerfetzten Rouleaus, blickte auf die schmutzige Seitengasse mit ihren zerfallenden Wohnhäusern und rümpfte die Nase.

„Wir müssen früh am Morgen zum Bahnhof aufbrechen, der Zug fährt kurz nach acht Uhr morgens. Da bleibt nicht viel Zeit, sich über das Hotelzimmer zu ärgern. Außerdem gibt es draußen wahrscheinlich weniger Fliegen als hier im Zimmer. Lassen Sie uns den hiesigen Dresdner Zwinger ansehen – und vergessen Sie Ihre Kuriertasche nicht.“

Struwe nahm seine Tasche, schnallte sie ans Handgelenk und grinste: „*Dresdner Zwinger*, zum verstaatlichten Warenhaus also?“

„Ja, *Kunst & Albers* war etwas anderes – ein richtiges kapitalistisches Warenhaus im äußersten Wilden Osten, wo man alles bekam, was das Herz begehrt, von der Nähnaedel zum lebenden Tiger. Jetzt nennen sie es *GUM*, und die proletarischen Massen ergötzen sich am elektrischen Fahrstuhl, falls er noch funktioniert. Ob sie Nähnaedeln finden, ist fraglich.“

„Die Verstaatlichung hat Sie wohl sehr getroffen?“

„Wissen Sie, Struwe, die alten Römer sagten: 'Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen.' Aber ein Teil der Wurzeln unserer Familie liegen hier und im Gebäude von *Kunst & Albers*. Es

mag zwar neureich sein und unpassend für diese Stadt, die noch nicht einmal achtzig Jahre alt ist – aber es sieht dem Dresdner Zwinger andeutungsweise ähnlich ... und hatte den ersten elektrischen Fahrstuhl an der Pazifikküste,“ grinste Stein zurück.

„In San Francisco gab es so etwas nicht.“

Sie traten aus dem Eingang des Hotels auf die Swetlanskaja Straße und wandten sich in Richtung des Warenhauses. Die Straßen waren schäbig. Das Pflaster war uneben und seit Jahren nicht repariert worden, die Bordsteine teilweise umgefallen. Unkraut wucherte überall.

Sie blieben nicht lange allein. Ein Mann folgte ihnen aus der Hotelhalle, verweilte kurz und ging ihnen dann hinterher. Ein zweiter, gegen einen Personenwagen gelehnt, gesellte sich zu ihm.

„Sehr unauffällig sind sie ja nicht,“ meinte Struwe. „Und diese blauen Anzüge sind ja fast eine Uniform.“

„Die Gestapo können sie auch an ihren Mänteln erkennen.“

Von Stein erschrak über seine Äußerung. Hoffentlich war dieser Satz nicht falsch, dachte er bei sich. Ich kenne Struwe kaum.

Sie gingen die Straße weiter hinunter und kamen zum GUM. Der Haupteingang war offen.

„Sollen wir hineingehen?“ fragte Struwe, als von Stein unentschlossen stehenblieb.

„Nein. Lassen Sie uns weitergehen.“

„Der Geschäftsführer von K&A lebte in diesem Haus – und eine Reihe der Angestellten,“ sagte von Stein und zeigte auf ein Jugendstilgebäude auf der anderen Straßenseite.

„Das deutsche Konsulat war auch dort. Ich erinnere mich an das Billardzimmer; ich habe dort viel Zeit verbracht – oder, anders gesagt, ganze Tage verschwendet.“

Er las ein großes Schild neben der Tür:

„Inzwischen residiert dort das Physiotherapeutische Forschungsinstitut, was immer das bedeuten mag – vielleicht spielen sie Billard.“

Sie gingen hügel auf, um einen besseren Ausblick über den Hafen zu erhalten.

„Unsere blauen Freunde sind nicht sehr sportlich,“ bemerkte Struwe. „Ich kann sie nicht mehr entdecken.“

„Da liegen Sie aber nicht richtig,“ erwiderte von Stein. „Schauen Sie nur die Straße hinauf. Sie sind sportliche Autofahrer, keine Leichtathleten. Sehen Sie den Ford auf dem höchsten Punkt des Hügels?“

Jetzt sah sie Struwe auch:

„Sie spielen Hase und Igel.“

„Ja. Sie sind schon da, allerdings schneller und bequemer als wir. Lassen Sie uns umdrehen und zurückgehen. Wir sollten versuchen, noch etwas Proviant zu kaufen.“

Struwe blickte ihn verständnislos an:

„Sie werden in Wladiwostok kaum etwas finden. In den letzten Jahren ist die Versorgungslage schlecht geworden. Nahrungsmittel sind knapp im Lande – an sich ist alles knapp. Aber ich habe vorgesorgt. Wir haben einen Spirituskocher, in Weißblech eingeschweißtes Brot, ein paar Würste, Bouillonwürfel und Kaffee dabei.“

Struwe hatte recht. Das wenige, was sie in den heruntergekommenen Geschäften sahen, war nicht einladend. Die Fenster der Geschäfte waren schmutzig, die Auslagen staubbedeckt; drinnen waren die Regale schmutzlig und meist leer.

Kurz vor sieben am folgenden Morgen, im frühen Morgengrauen, brachte ein Taxi beide zum Bahnhof. Die blauen Männer folgten in ihrem Ford. Zwei von ihnen stiegen am Bahnhof aus, jeder mit einem kleinen Pappkoffer in der Hand.

„Unsere Freunde reisen leicht, aber sie reisen mit uns,“ meinte Struwe. „Wir scheinen für sie von Wichtigkeit zu sein. Normalerweise lassen mich die Russen ohne Schutzengel das Land durchqueren.“

„Positiv denken,“ sagte von Stein. „Sie werden uns vor Übergriffen der Polizei schützen.“ Struwe lachte.

Der Zug stand am schlecht beleuchteten Bahnsteig bereit, die Lokomotive bereits unter Dampf. Am Treppchen zu ihrem Wagen erwarteten sie der Zugbegleiter und einer ihrer beiden Wagenbegleiter.

Der Wagenbegleiter half ihnen beim Einsteigen und geleitete sie zu ihrem Schlafwagenabteil. Es befand sich in der Mitte des vorletzten Wagens, mit zwei herausklappbaren übereinanderliegenden Betten. Jetzt waren die Betten hochgeklappt, das Abteil für die Tagesfahrt zurechtgemacht.

Als sie ihr Gepäck ablegten, erschien der Zugbegleiter und verlangte ihre Fahrkarten und Reisepässe. Sie zeigten sie ihm, und er wollte sie einstecken. Von Stein winkte verneinend mit seinem Zeigefinger:

„Dies sind Diplomatenpässe. Sie bleiben bei uns.“

Der Zugbegleiter war unbeeindruckt:

„In der Sowjetunion werden alle gleich behandelt, Sowjetbürger und Ausländer. Sie erhalten Ihre Pässe in Moskau zurück.“

Von Stein wollte auffahren, aber Struwe hielt ihn zurück.

„Die Pässe gehen nicht verloren.“ Er sprach respektvoll mit dem Schaffner, nickte ihm bejahend zu, worauf dieser, zufrieden mit sich selbst, mit den Pässen verschwand. Leise fuhr er an von Stein gewandt fort:

„Er passt auf sie auf, und es lohnt sich nicht, mit ihm zu streiten. Das macht ihn nur zu unserem Feind. Wenn er sie verliert, kommt er ins Arbeitslager. Wahrscheinlich sind sie bei ihm sicherer als bei uns. Sie wollen nicht, dass Ausländer plötzlich aussteigen und anfangen, das Land zu bereisen.“

Von Stein schien nicht überzeugt.

„Vertrauen Sie mir,“ sagte Struwe auf seinen fragenden Blick hin. „Ich kenne die Brüder. Ich fahre die Strecke alle paar Monate.“

Von Stein zuckte mit den Schultern und gab sich – ungern – geschlagen.

„Ich gehe noch einmal auf den Bahnsteig. Ich nehme an, Sie bleiben im Abteil.“ Er stand auf.

„Sicher. Ich habe keine Lust mehr, diesen Aktenkoffer an mich geschnallt herumzutragen. Von nun an muss immer einer von uns beiden im Abteil bleiben – oder ich muss alle Dokumente mit auf die Toilette nehmen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn wir dies so arrangieren könnten.“

„Das ist kein Problem für mich. Es bedeutet allerdings, dass immer nur einer von uns beim Halt auf den Bahnsteig gehen kann. Es kann ja sein, dass das Essen im Speisewagen plötzlich ausgeht und wir nach Essbarem jagen müssen.“

„Das ist alles schon vorgekommen,“ meinte Struwe, „aber dann nutze ich wenig mit einem Anker an der linken Hand.“

„Notfalls muss es mit dem Dokumentenkoffer gehen. Möglicherweise können wir ihn auch verstecken. In jedem Fall bin ich sicher, dass bei unser beider Abwesenheit sich jemand um das Abteil kümmern wird,“ warf von Stein ein und gab dem „Kümmern“ mit den Zeige- und Mittelfingern beider Hände Anführungsstriche.

Struwe schnallte sich die Aktentasche ab und verstaute sie im Gepäcknetz. Sein linkes Handgelenk war von der Metallklammer gerötet; er begann, es zu massieren.

„Ich glaube übrigens, ich kenne die Frau im Nachbarabteil,“ sagte von Stein nachdenklich.

Struwe grinste breit: „Die Blonde ist mir auch aufgefallen. Sie hat Beine bis zum Boden. Wer ist sie denn?“

„Wenn ich mich nicht irre, Alexandra de Mandeville, die Tochter eines kanadischen Geschäftsmannes. Ich habe einmal mit der Familie an der britischen Botschaft in Berlin diniert.“

„Der Name 'de Mandeville' klingt nicht sehr kanadisch.“

„Der Ursprung der Familie liegt in den Niederlanden, aber mit normannischem Hintergrund. Sie sieht ja auch eher nordisch aus. Ein Teil der Familie ist vor ein paar hundert Jahren nach England ausgewandert. Es gibt de Mandevilles in Quebec, Louisiana, Jamaika und Neuseeland. Ich habe damals dieselbe Frage gestellt – deswegen weiß ich auch die Antwort. Ob sie es ist, werden wir herausfinden; wir haben ja mehr als eine Woche Zeit.“

Die Gelegenheit ergab sich sehr viel schneller. Als von Stein am Nachbarabteil vorbeikam, trat die Frau gerade aus der Tür. Sie sah ihn mit ihren blauen Augen an und sagte:

„Das kann doch nicht wahr sein. Was machen Sie denn hier?“

„Miss de Mandeville! Wie geht es Ihnen?“ von Stein lächelte sie an. „Was ich hier mache? Um eine lange Geschichte zu verkürzen: Ich fahre nach Berlin. Und Sie?“

„Was für ein Zufall! Sind Sie auch heute mit der *Harbin Maru* angekommen?“

„Ja, aus Yokohama. Ich habe Sie gar nicht gesehen.“

„Ich hasse Schiffsreisen. Ich brauche nur Wasser zu sehen und werde seekrank.“

Sie legte ihre Hand auf seinen Rücken und schob ihn den Gang hinunter. „Lassen Sie uns noch ein wenig auf dem Bahnsteig promenieren.“

Von Stein stimmte zu und sie kletterten die steilen Stufen des Waggons auf den Bahnsteig hinunter. Der Wagenbegleiter wollte sie aufhalten: „Achtzehn Minuten.“

„Wir sind in fünfzehn Minuten im Abteil,“ antwortete von Stein auf russisch.

„Sie sprechen russisch?“ fragte Miss de Mandeville.

„Sicher. Ich habe hier in Wladiwostok gelebt.“

„Ich dachte, ihre Wurzeln lägen in Berlin.“

„Es ist auch schon einige Zeit her. Heute lebe ich in Berlin.“

Sie gingen langsam zum Bahnhofsgebäude.

„Der Zug scheint voll zu sein,“ sagte Miss de Mandeville. „Aber ich glaube nicht, dass alle die ganze Strecke bis nach Moskau fah-

ren. Der Wagenbegleiter meinte, der Mann in meinem Abteil stiege schon in Chabarowsk wieder aus.“

„Der Mann in Ihrem Abteil?“

„Ja, es gibt offensichtlich keine Geschlechtertrennung in den Schlafwagen der sowjetischen Eisenbahnen. Was auch immer, er ist ein mehr als älterer Herr. Ich glaube nicht, dass er mich belästigen wird.“

Ihre Hand glitt auf seinen Arm und blieb dort liegen.

„Lassen Sie uns schauen, ob wir noch etwas zu lesen finden.“

Es gab zwar einen Zeitungskiosk im Bahnhof, aber außer ein paar russischen Zeitungen und Büchern gab es nichts zu kaufen, was sie enttäuschte.

„Zumindest etwas über die Sowjetunion sollten sie auf Deutsch, Englisch oder Französisch anbieten.“

Ein ranziger Geruch zog durch das Bahnhofsgebäude. Ein Haufen zerlumpter Menschen mit Säcken und Bündeln lagerte auf Streu oder dem bloßen Boden der Halle, so dass die beiden den Bahnhof schnell wieder verließen. Es war nicht klar, ob diese Menschen aus Innersibirien angekommen waren oder ob sie mit der Eisenbahn abreisen wollten.

„Ich habe zwar nichts über die Sowjetunion außer einer zwei Wochen alten *Moscow News* aus dem Hotel, aber ich kann Ihnen *Krieg und Frieden* und *Das Kapital* anbieten, falls Sie es noch nicht gelesen haben. Beides sind Bücher, die man nur auf langen Reisen liest.“

„Danke.“

„Ich gebe Ihnen die Bücher später, ich muss sie aus meinem Koffer heraussuchen.“

Um halb neun Uhr setzte sich der Zug endlich in Bewegung. Rhythmische Dampfstöße erschütterten ihn beim Anfahren; er schob sich langsam aus dem Bahnhof, gewann an Geschwindigkeit und fuhr an der Küste entlang aus der Stadt. Dann schwang er nach rechts und rollte Richtung Westen, zur langen Reise quer über den Kontinent.

Der Zug rasselte und ächzte.

„Wenn diese Lokomotiven ihren Dampf ausstoßen und die Räder auf den Schienen hämmern, klingt es für mich immer wie ein asthmatischer Läufer: *Ich denk', ich kann; ich denk', ich kann ...*“ sann Struwe laut vor sich hin, während er die Geräusche des Zuges nachahmte.



Von Stein und er richteten sich in ihrem Abteil ein, packten die Sachen aus, die sie für die nächsten neun Tagen benötigten, und die Sachen ein, die sie vor Moskau nicht mehr brauchen würden.

Gerade als sie ihre Habseligkeiten ausgebreitet hatten, tauchte der Wagenbegleiter mit zwei Tassen Tee auf.

„Ich bin der Prowodnik dieses Waggons. Mein Name ist Sascha, mein Kollege heißt Igor. Um neun Uhr beginnt der Frühstücksservice im Speisewagen. Mittagessen gibt es um drei Uhr, Abendessen um acht Uhr. Vergessen Sie nicht ihr Bonheftchen für den Speisewagen. Die Bettwäsche wechseln wir alle drei Tage,“ erklärte er.

Der Zug rollte inzwischen durch Birken-, Tannen- und Lärchenwälder. Zwischendurch zogen Marschen und Sümpfe mit Weidenbüschen und hohem, hartem Gras vorbei. Gelegentlich sahen sie ein paar ärmliche Holzhöhlen, einsame Weiler und kleine Dörfer. Vor den Höhlen grasten meist ein oder zwei Schafe, Ziegen oder Schweine, niemals mehr. Manchmal pickten ein paar Hühner im Gras neben den Fahrwegen. Auf grünlichen Tümpeln schwammen kleine Familien von Enten oder Gänsen.

Das Leben hier schien karg, hart und armselig zu sein, die Landwirtschaft reine Knochenarbeit. Vornübergebeugte Gestalten mähten mit Sicheln Gras – brachten Heu ein und häuften es mit hölzernen Harken zu Mieten. Die Wälder, auf der anderen Seite, waren wundervoll, naturbelassen, nur selten waren Eingriffe durch Menschenhand zu sehen. Forstwirtschaft beschränkte sich auf die gelegentliche Abholzung kleiner Waldstücke und dem Wegschaffen von Windbruch nahe der Bahntrasse.

Struwe und von Stein frühstückten in ihrem Abteil, sie aßen Kekse, die sie mitgebracht hatten und tranken Tee. Der Vormittag verging langsam mit weiterem Teetrinken, Lesen, und Rauchen auf dem Gang. Hier traf von Stein auch wieder auf Miss de Mandeville.

„Man wird schnell steif und schlapp, wenn man sich nicht ein wenig bewegt,“ begrüßte sie ihn. „Lange Zugreisen sind schlecht für die körperliche Verfassung. Ich mache immer wieder einmal ein wenig Gymnastik, Streckübungen und Bewegungen, um die Muskeln zu entspannen. Soll ich sie Ihnen zeigen?“

Von Stein hatte Schwierigkeiten, seine Fassung zu bewahren und wehrte freundlich ab.

„Warten Sie, ich gebe Ihnen die versprochenen Bücher.“

Er holte sie aus seinem Abteil.

„Ich würde Tolstoi zuerst lesen. Kennen Sie *Krieg und Frieden*?“

Sie ließ die Seiten eines Buches mit ihrem Daumen durchlaufen: „Nein. Mehr als fünfhundert Seiten, und es sind drei solcher Bände. Zugegeben, ich wollte *Krieg und Frieden* immer lesen. Aber wann hat man Zeit dazu?“

„Auf der Transsibirischen Eisenbahn.“

Sie lachte. Er mochte ihr Lachen.

Die meisten Türen der Abteile waren zum Gang hin geöffnet, nur wenige waren geschlossen und die Vorhänge zugezogen.

Miss de Mandevilles gehörte zu den letzteren.

Sie sahen nicht viel von ihren Mitreisenden, außer wenn sie auf dem Korridor standen und rauchten – Zigarren, Zigaretten, Papirossy; einige rauchten Pfeife.

Der Großteil der Ersten Klasse war von Ausländern besetzt, Skandinaviern, Franzosen, Engländern. Struwe und von Stein waren die einzigen Deutschen.

Nur wenige Russen fuhren in der ersten Klasse. Sie hielten sich zurück und sprachen nicht mit den Ausländern.

Einer von ihnen war ein junger Offizier der Roten Armee; er trug einen blusenartigen Waffenrock mit Kragenspiegel und goldenen Knöpfen. Er sah eindrucksvoll aus. Als von Stein ihn später am Vormittag sah, hatte der Offizier seine Uniformjacke durch das Oberteil seines Pyjamas ersetzt; dies blieb seine Kleidung für die kommenden Tage. Bei den gelegentlichen Aufenthalten in kleinen Bahnhöfen trug er einen Staubmantel darüber.

Andere Passagiere taten es ihm ähnlich.

„Ziemlich salopp,“ meinte Struwe. Er war glücklich, dass er einmal nicht alleine reisen musste und riss Witze und clownte mit den Namen russischer Orte und von Bahnhöfen an der Strecke herum: „Irkutsk, Bratsk; Omsk, Tomsk; Sima, prima ...“

„Übrigens habe ich die blauen Männer geortet. Sie scheinen nicht zu glauben, dass wir ihnen aus diesem Zug entkommen können, und ihr Interesse an uns ist beschränkt. Sie sitzen für sich allein in einem Abteil der zweiten Klasse und verbringen ihre Zeit mit Wodka trinken und Schwatzen. Sie scheinen sich gut zu amüsieren.“

Obwohl das Quietschen und Rattern der Eisenbahnwagen nicht unerträglich waren, fand von Stein den Lärm und Staub im Zug doch unangenehm.

„Gegen den Staub kann man nur sehr wenig machen. An den Lärm gewöhnt man sich,“ meinte Struwe.

„Die Zuggeräusche gehen ja noch; was mich an den Rand des Wahnsinns treibt, sind die Lautsprecher in den Abteilen. Man kann sie nicht abstellen, und die Kombination aus russischer Musik und sowjetischer Propaganda ist nicht auszuhalten.“

Von Stein sah zu dem eingebauten Lautsprecher über der Abteiltür: „Ich habe schon überlegt, mir Ohropax in die Ohren zu stecken.“

„Das ist nicht notwendig. Wenn Sie kurz auf den Gang gehen und aufpassen könnten, dass niemand in unser Abteil kommt ...“

Von Stein stellte sich vor die Abteiltür.

Kaum eine Minute später klopfte Struwe gegen das Glas.

„Sie können wieder hereinkommen.“

Von Stein schob die Tür auf. Es war still im Abteil.

„Wie haben Sie das gemacht?“

„Gewusst wie. Wenn man die Lautstärke herunterstellt, kommt eher früher als später der Wagenbegleiter und stellt sie wieder hoch. Aber mit einem Schraubenzieher lässt sich das Problem rasch und für die Fahrt endgültig erledigen. Der Lautsprecher ist kaputt, bedauerlicherweise. Alle klopfen ein wenig dagegen, sanft oder hart, aber er gibt nichts mehr von sich. Sie gehen oft kaputt, habe ich gehört. Reparaturen können erst wieder in Moskau durchgeführt werden.“

Die beiden Prowodniks säuberten den ganzen Tag über den Wagen. Sie arbeiteten in Schichten und schliefen abwechselnd für ein paar Stunden in ihrem Kämmerchen am vorderen Ende des Waggons, neben dem Waschraum und den Toiletten.

Daran anstoßend, in einem noch kleineren Raum, spendete ein Samowar auf einem Kohlefeuer das heiße Wasser für den Tee, den die Prowodniks unablässig Tag und Nacht zuvorkommend und freundlich servierten, selbst wenn die Reisenden nicht direkt danach fragten.

Gegen Mittag ging zuerst von Stein, nach seiner Rückkehr Struwe in den Speisewagen. Der Weg dorthin führte durch die Wagen der zweiten und dritten Klasse und den Gepäckwagen. Der Speisewagen war direkt hinter der Lokomotive angekoppelt.

Von Stein sah die kleinen, blauen NKWD-Geheimdienstmänner in ihrem Abteil in der zweiten Klasse sitzen und fröhlich Wodka trinken. Einer plötzlichen Regung folgend grüßte er sie freundlich. Sie schauten gerade durch ihn hindurch und antworteten nicht.

In der dritten Klasse saßen oder lagen dichtgedrängt Menschen aus der ganzen Sowjetunion, Männer, Frauen, Familien mit kleinen

Kindern, und einige bessere gekleidete Angehörige der Roten Armee. Sie tranken Tee, schliefen, spielten Karten, aßen Sonnenblumenkerne oder mitgebrachte Esswaren, eingemachte Früchte, Gurken, getrockneten Fisch.

Bei Halten in Bahnhöfen versuchten Gruppen von zerlumpten Kindern und alten Frauen frische Beeren aus Eimern oder in Tüten aus alten Zeitungen zu verkaufen.

Zwischendurch passierte der Zug immer wieder kleine Dörfer. Menschen standen bei den Häusern und schauten ihm teilnahmslos nach; manchmal liefen Kinder neben dem Zug her und winkten.

Sonnenschein wechselte mit Regen.

Gegen acht Uhr abends taumelte der Kellner des Speisewagens wieder durch den hin- und herruckelnden Gang des Schlafwagens und rief mit dem Gong zum Abendessen, dem sozialen Höhepunkt des Tages. Diesmal ging Struwe zuerst, von Stein rauchte auf dem Gang und schaute dem Prowodnik zu, der das Abteil zur Nacht vorbereitete, die Betten herausklappte und machte – er bezog die Matratzen mit saubereren Leintüchern, die Kissen und Decken stapelte er in einer Ecke.

Nachdem Struwe zurückgekehrt war, begab sich von Stein in den Speisewagen. Bei seinem Eintritt erblickte er an einem der Zweierische Miss de Mandeville.

Sie winkte ihm: „Setzen Sie sich doch zu mir.“ „Gerne.“

„Die Auswahl heute Abend ist Brathähnchen oder Beefsteak. Ich glaube, ich nehme das Beefsteak. Die Kohlsuppe heute Mittag war exzellent. Der Koch auf diesem Zug scheint sein Metier zu verstehen.“ Sie bestellten beide das Beefsteak.

„Darf ich Sie zu einem Glas Rotwein einladen?“ fragte von Stein. In diesem Augenblick wackelte der Speisewagen so sehr, dass der Brotkorb vom Tisch auf den Boden fiel. Von Stein bückte sich und hob ihn wieder auf.

„Das mag zwar nicht ganz den Gesetzen der Hygiene entsprechen,“ meinte er, „aber wenn wir nur die mittleren Scheiben essen, sollte es in Ordnung sein; frisches Brot werden wir wohl kaum bekommen.“

Der Speisewagen hüpfte schon wieder. Miss de Mandeville klagte: „Dieses dauernde Ruckeln finde ich sehr unangenehm. Man sitzt still und bewegt sich doch die ganze Zeit – und wird aus irgendwelchen Gründen zunehmend schmutzig, wobei ich mich zu mindest einmal am Tag von Kopf bis Fuß zu waschen versuche.“

Sie machte eine Pause; dann entspannte sie sich und kommentierte sich selbst: „Entschuldigung, ich sollte nicht jammern. Im übrigen finde ich die Reise sehr angenehm und unterhaltsam.“

Von Stein war erstaunt, als der Kellner wenig später mit einem neuen Brotkorb erschien. „Das ist mir in der Sowjetunion noch nicht passiert. Das ist Service wie für Väterchen Stalin.“

„Ich glaube, Sie haben zu viele Vorurteile gegenüber der Sowjetunion,“ sagte Miss de Mandeville. „Es ist nicht alles so schlecht, wie die ausländische Propaganda verbreitet.“

„Ich habe das Land vor der Revolution und nach der Revolution gesehen. Früher waren die Bediensteten vielleicht gezwungenermaßen höflicher. Heute herrscht der Sozialismus. Aber wenn Sie sich umsehen, scheint das Proletariat oftmals hungrig schlafen zu gehen.“

Sie antwortete nicht darauf, wahrscheinlich weil der Kellner die Beefsteaks servierte. Von Stein wechselte das Thema.

„Werden Sie auch von den kleinen, blauen Männern verfolgt?“

„Welche kleinen, blauen Männer?“

„Die, die gerade zum Abendessen eingetroffen sind.“

Sie schaute sich nach den Neuankömmlingen um und fragte:

„Geschäftsleute?“

Er lachte und erzählte ihr, dass es sich um Geheimpolizisten des NKWD handelte, des Volkskommissariates für innere Angelegenheiten. Sie konnte mit dem Namen nichts anfangen; sie wusste nicht einmal, dass eine sowjetische Geheimpolizei existierte.

„Offiziell gibt es sie nicht,“ sagte von Stein, „Im diplomatischen Corps nennen wir sie die *neugierigen Sowjetbürger*, weil das sowjetische Außenministerium die bloße Existenz eines Geheimdienstes in Abrede stellt. Sie sagen jedoch, dass sie neugierige Sowjetbürger nicht davon abhalten können, Ausländern zu folgen. Es sei ein demokratisches Land.“

Miss de Mandeville lachte in sich hinein. Er prostete ihr zu:

„Grusinischer Rotwein und dazu Beefsteak mit Gurken, Tomaten, Zwiebeln und saurer Sahne. Herzhaft und schmackhaft. Ein ausgezeichnetes Abendessen, vor allem, wenn man davon ausgeht, wo wir uns befinden.“

Inzwischen peitschte ein Regenschauer an die Scheiben, die davon allerdings nur wenig sauberer wurden. Der fette Ruß klebte überall an der Außenseite des Zuges.

Die Unterhaltung war gestelzt und gezwungen. Beide schienen es zu fühlen, wussten aber nicht, was sie dagegen tun sollten.

„Es ist gut, hier im Trockenen zu sitzen und in angenehmer Gesellschaft zu essen.“ Miss de Mandeville versuchte die Unterhaltung wieder aufzunehmen. Von Stein nickte, er wollte nicht mit vollem Mund sprechen.

Sie begann ihm über ihr Leben zu erzählen. England, Berlin, dann die Reise in den Fernen Osten, Geschwister, Schule, Sport, Universität ... die Rotweinflasche wurden zusehends leerer.

Es war der Rotwein, der die Barrieren brach.

„Wollen Sie Kinder?“ fragte von Stein.

„Ja,“ antwortete sie. „Ein hochintelligentes Mädchen und einen durchschnittlich intelligenten Knaben.“

Er starrte sie erstaunt und fragend an.

„Wenn ein Kind geboren wird, wollen die Familien, dass es intelligent ist. Ich habe mein gesamtes Leben durch Intelligenz ruiniert und hoffe deswegen, dass das Baby sich als einfältig und dumm erweisen wird. Dann wird es sein ruhiges Leben dadurch krönen, dass es Kabinetttminister wird.“

Sein Gesichtsausdruck ließ sie schmunzeln. „Das hat Su Tung Po vor neunhundert Jahren gesagt, und es ist meine Standardantwort auf Ihre Frage. Es stoppt die weitere Unterhaltung zu diesem Thema mit den meisten Männern – und Frauen. Männer stellen diese Frage recht häufig, ich nehme an, mit gewissen Hintergedanken; derartige Unterhaltungen neigen dazu, sich zu wiederholen.“

Von Stein fühlte sich ertappt, ohne dass er sich einer Schuld bewusst war – oder vielleicht höchstens einer kleinen, unwesentlichen Schuld. Sie lächelte weiterhin, richtete sich auf ihrem Sitz auf und blickte ihm in die Augen. Ihre Brustwarzen drückten sich hart gegen ihre Bluse. Offensichtlich trug sie nichts darunter. Auf der anderen Seite sah sie vollkommen unschuldig aus; von Stein konnte sie nicht einordnen.

„Nein, im Ernst; ich würde gerne Kinder haben. Nur der passende Vater fehlt noch.“ Sie fixierte ihn wieder mit ihren großen blauen, lächelnden Augen.

„Ist es so schwierig einen zu finden?“

„Mr. Right hat sich mir noch nicht vorgestellt.“

Zögerlich fragte sie ihn: „Und Sie?“

„Mrs. Right hat sich mir auch noch nicht vorgestellt.“

Allmählich leerte sich der Speisewagen.

Als sie die Rotweinflasche geleert hatten, gingen auch sie. Vor Miss de Mandevilles Abteil schüttelten sie sich die Hände zur guten Nacht.



## Soziale Entwicklungen

Eine Tragödie – mit Gesang und Tanz.

A tragedy, with song and dance.

Theaterplakat.

**A**ls von Stein ins Abteil zurückkehrte, klagte Struwe über Kratzen im Hals und Gelenkschmerzen. Von Stein zog aus seinem Koffer eine silberne Taschenflasche; beide tranken einen Becher Cognac ‚zur Vorbeugung gegen Grippe‘ und legten sich schlafen.

Die beiden Prowodniks kümmerten sich um ihn. Sie brachten Tee und kaltes Trinkwasser, später Brühe aus dem Speisewagen und eine weitere Decke. Von Stein versorgte ihn mit Aspirin aus seiner Reiseapotheke.

*Was geschieht nun? Reicht die weitere Decke aus?  
Die kommenden Seiten in  
**Ungenannte Mächte**  
verraten es.*